

# Berufsbekleidung

von Dipl.-Textilingenieur Walter Tillmann, Juli 2011

In der Regel ist es hilfreich, sich einem neuen Thema über die Bedeutung seiner Wörter zu nähern. Versuchen wir es!

Bei dem Wort „Beruf“ ist unschwer nach heutiger Auffassung Erwerbstätigkeit, Betätigung, Broterwerb, Arbeit und Handwerk herauszuhören. Aber auch die Begriffe Profession, Metier und Anstellung schwingen ebenso mit wie Betätigungsfeld und Arbeitsplatz.

Das Wort „Bekleidung“ weist uns auf die Textilien hin, die wir anziehen, die wir überziehen, in die wir schlüpfen, es meint, was uns zum Schutze dient.

Beide Wörter geben aber auch Anlass, Herkunft und Geschichte aufzuspüren und ihre Umfelder zu erkunden.

Zum Beruf sollte der Tätige berufen sein. Das heißt: Er wurde gewissermaßen herbeigerufen, eingeladen, das zu tun, was seinen Veranlagungen entspricht, alle seine Begabungen und Fähigkeiten einzusetzen. Wer sich berufen fühlt, traut sich auch zu, die jeweilige Aufgabe zu erfüllen. „Ruf“ ist auch Leumund und Ansehen, Ruhm, der ausgerufen wurde. Wer in Verruf gerät, der bringt sich um seinen guten Ruf, der gilt als übel beleumdet. Im 17. Jh. ist das Wort „berüchtigen“ schon untergegangen und bedeutet: Jemanden in üblen Ruf bringen, verklagen. Erhalten blieb „in Berufung gehen“, sich bei Gericht auf etwas berufen was entlastet und eine neue Verhandlung verlangen.

„Unberufen, toi, toi, toi“, sagen wir und wollen so verhindern, dass bei unvorsichtiger Bewunderung oder bei unzeitigem Lob das gegenteilige Schlechte gleichsam herbeigeredet wird. Um Unheil zu vermeiden wird die vorhin genannte Abwehrformel hinzugefügt. Das „toi, toi, toi“ könnte das Geräusch des dreimaligen Ausspuckens nachahmen, das bekanntlich ja auch helfen soll.

Bevor wir uns aber zu sehr im interessanten Umfeld eines Wortes verlieren, wollen wir auf den zweiten Begriff unseres Themas, auf „Bekleidung“ kommen.

Weil schon sehr früh Gewebe, die zur Bekleidung genutzt werden sollten, unter Zusatz von fetter Tonerde – Klei genannt – gewalkt wurden, hat das mit Klei Gewalkte die Bezeichnung Kleid und Bekleidung angenommen.

Sich bekleiden zu können, gehört zu den Grundbedürfnissen der Menschen, wie Essen und Trinken und eine Bleibe für die Nacht, ein Dach über den Kopf. Schutz vor den Unbillen der Witterung zu haben, ist selbst bei großer Hitze wichtig, denn nur allzu leicht bekommen wir einen Sonnenbrand oder gar einen Sonnenstich.

Aber auch die Arbeit birgt Gefahren. Deshalb hat der Gesetzgeber Maßnahmen vorgeschrieben, die den Arbeitenden gegen die Gefährdungen schützen sollen, die mit seiner Arbeit verbunden sind. Auf vielen Gebieten bestehen sogar internationale Vereinbarungen.

Die Berufsbekleidung soll zweckmäßig sein und soll nicht behindern und gut aussehen. (Quellen: Duden Herkunftswörterbuch, Mannheim 1936 und Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten von Lutz Röhrich, Freiburg 2004.)

Bis etwa zur Mitte des 19. Jh. kaufte die Hausfrau einen widerstandsfähigen, unempfindlichen und manchmal auch derben Stoff und schneiderte daraus einen Arbeitsanzug. Meistens war er blau, weil die blaue Waid- oder Indigofarbe unempfindlich gegen Schmutz ist und wegen der sehr echten Farbe gut zu reinigen war. Es soll eine Firma aus Essen gewesen sein, die erstmals zentral zugeschnittene Teile als Verleger an Frauen und Töchter der Fabrikarbeiter und Bürger sehr erfolgreich für Heimarbeit ausgegeben hat. Es handelte sich hauptsächlich um einfache Näharbeiten. So konnten auch ungelernete Arbeiterinnen beschäftigt werden, die sich oft nur einen Nebenverdienst beschaffen wollten.

Weil Transportkosten die Rohware nicht unnütz verteuern durften, haben sich diese Arbeiten den Standorten der Spinnereien und Webereien angeschlossen. Zusätzlich spielte die Nähe zu möglichen Absatzgebieten eine große Rolle.

Bald versorgten die Fabrikanten von Berufskleidung ganz Deutschland mit typischen Metzger-, Bäcker-, Friseur- und Kellnerjacken und mit Ärzte-, Anstreicher- und Operationskitteln. Viele Berufe wurden mit zweckmäßigen und nur für sie gestalteten Ausführungen versorgt, so wie sie früher von Zünften und dann auch von Innungen anerkannt waren. Dabei ist an die Ausstattung von Schornsteinfegern, Zimmerleuten, Köchen u. a. zu denken. Aber auch Schlosser, Bergleute, Maler und Anstreicher, Gepäckträger, Diener, Schriftsetzer und Mechaniker wollten etwas Eigenes anziehen. (Benno Mareus, Großes Textil-Handbuch, Nordhausen a. H. etwa 1928, S. 623.)

Weil es in der Stadt Mönchengladbach, die auch gerne das Rheinische Manchester genannt wurde, eine besondere Entwicklung gab, soll die kurz dargestellt werden:

Ab den sechziger Jahren des 19. Jh. wurden Gewebe aus sogenannter Kunstwolle hergestellt, die wohl natürlicher Herkunft war, aber aus zerrissenen und aufbereiteten Lumpen und Textilabfällen bestand. Die Dessinierung orientierte sich an den damals üblichen Anzugstoffen und es wurden vorwiegend schlichte Hosen daraus gefertigt, die als Straßenbekleidung Verwendung fanden. Für die Arbeit gab es spezielle Berufsbekleidung, wenn nicht der abgenutzte „Sonntagsstaat“ so lange zum Arbeiten angezogen wurde, bis er gänzlich verschlissen war.

Der blaue Anzug, der „Blaumann“, bisher die charakteristischste Arbeitsbekleidung, tauchte im Straßenbild der Fabrikstädte immer weniger auf. Hosen und Joppen in der Musterung der Anzugstoffe, aber gewebt aus den eben erwähnten Imitatgarnen, wurden auf dem Weg zur Arbeit getragen. Das Kochgeschirr - der Henkelmann aus Aluminium mit dem Mittagessen - wurde nicht mehr in die Hand genommen, sondern verschwand in eine Aktentasche. Mehr scheinen als sein? Sollten Kleider und Zubehör scheinbar aus Fabrikarbeitern Büroangestellte machen?

Beim Nähen der Bekleidungsstücke überwog weiterhin die Heimarbeit und wurde auch beibehalten, als „mechanische“ Kleiderfabriken ihre Arbeit aufnahmen. Die Massennachfrage nach Arbeitsbekleidung führte zu Tabellen, in denen die wichtigsten Maße entsprechend der Körpergrößen der Käufer zusammengefasst wurden. Zwischen den Weltkriegen waren es vor allem die Buckskin-Gewebe aus Imitatgarnen, benannt nach dem englischen buck-skin = Bock-Fell, die einen Wandel von einfachster Straßenbekleidung zu qualitätsvollen Anzugstoffen förderten, weil die eingesetzten Garne hochwertiger wurden. Reinwollene Kammgarne überwogen. Alltags- und Berufsbekleidung trennten sich immer mehr und für die Arbeit wurden spezielle Anfertigungen verlangt.

Ein bei Kindern im Lausbubenalter beliebter Vorgang kann vom Autor als Augenzeuge beigezeichnet werden. Wenn eine Frau eiligen Schrittes einen Kinderwagen mit geschlossenem Verdeck und hoch gewölbtem Kissen vor sich her schob, dann wurde – Interesse für das Kind vortäuschend – die Abdeckung leicht angehoben und versucht, das kleine Wesen zu betrachten. Was zeigte sich aber in der Regel? Der Kinderwagen war mit fertigen Bekleidungsstücken oder mit Zuschnitten gefüllt. Entweder war Liefertag und die Fuhre auf dem Weg zur Fabrik, oder die Einzelteile wurden zur Heimarbeit nach Hause geholt. Eine gewisse Scham über die Notwendigkeit eines solchen Nebenverdienstes war mit dem getarnten Transport verbunden.

Die Berufsbekleidung soll auf jeden Fall die Alltagskleider schonen, und Leben und Gesundheit der arbeitenden Menschen schützen. Gelegentlich wurde angenommen, in Zukunft gebe es nur noch wenige Modelle von Berufskleidern. Die Forderungen sind jedoch gestiegen und die Hersteller haben eine Vielzahl von zweckmäßigen Arbeitskleidern entwickelt, ohne die traditionellen Formen ganz außer Acht zu lassen. An einige alte Gepflogenheiten sei hier erinnert: Das Auftreten der Köche mit weißer zweireihig geknöpfter Jacke, einer hohen weißen Mütze und einer schwarz/weiß kleinkarierten Hose. (Pepita wird diese Musterung genannt, angeblich nach einer Tänzerin, die diese Musterung bevorzugte.)<sup>+</sup> Der Schornsteinfeger begegnet uns im schwarzen Einreihler mit kleinen silbernen Knöpfen, schwarzer Hose, einem weißen Halstuch und einem hohen Zylinderhut. Wenn wir ihm so begegnen, bringt das Glück! Der Friseur trägt bei der Arbeit einen hellen Kittel mit breitem, farbigen Schalkragen. Wenn Zimmermann oder Dachdecker auf Wanderschaft sind, ist ihr Gewerbe schon von Weitem am breitkrempigen schwarzen Filzhut, an ihrer schwarzen Trenkercord-Montur mit weitem Hosenschlag und der Weste mit zweireihiger Jacke und großen Knöpfen zu erkennen. Der Metzger oder Fleischer gibt sich mit einer blau-weiß gestreiften Jacke, einer schwarz/weiß gemusterten Hose (Hahnentritt wird diese Musterung genannt) und einem weißen Schiffchen als Kopfbedeckung zu erkennen.

Diese Reihe lässt sich weiter fortsetzen, wenn an Priester, Richter und Anwälte gedacht wird, und besonders, wenn auch Uniformen hinzu genommen werden. Polizei, Feuerwehr, Post, Eisenbahn und andere weisen ihr Begehren oder ihre Zuständigkeit durch ihre Berufsbekleidung aus.

<sup>+</sup> oder Zweireihler mit goldenen Knöpfen

Eine besondere Erwähnung gebührt der seit langem beliebten Jeanshose. Dem Miterfinder Levi Strauss (1829 – 1902) ist in seinem Geburtsort Buttenheim in Oberfranken ein eigenes Museum gewidmet. Bis zu 15.000 Besucher jährlich kommen aus aller Welt, um sich dort über das bemerkenswerte und beliebte Kleidungsstück zu informieren, das eigentlich eine Arbeitshose war.

Levi Strauss kam schon nach Amerika, bevor er volljährig war, um sein Glück zu versuchen. Fünf Jahre später eröffnete er eine Firma für Textil- und Kurzwaren. Neben der Levi-Strauss Saga betont die Süddeutsche Zeitung, (Willi Winkler in Nr. 117 vom 22. 5. 2003, S. 12.) die Wahrheit der Entstehungsgeschichte zu kennen. Demnach suchte eine verzweifelte Frau für ihren Mann, einen Holzfäller, eine Arbeitshose in Übergröße. Der Schneider Jacob Davis nahm einen besonders haltbaren Stoff, den er von Levi Strauss in San Francisco gekauft hatte, schnitt ihn einigermaßen silhouettengerecht zu und verstärkte nach dem Nähen die Taschen mit Kupfernieten, die er gerade herumliegen hatte.

Davis überredete seinen Lieferanten, die eher zufällig entstandene Hose zum Patent anzumelden. Das geschah auch am 20. Mai 1873. Nach 130 Jahren wurde gemessen und gezählt. Die Original Levi-Strauss-Hose benötigte das stabile Gewebe, 1.575 Meter Faden bei 37 Nähvorgängen, 191 Meter Stickgarn, fünf Knöpfe und sechs Nieten.

Die Unverwüstlichkeit hat die Hersteller mit der Zeit in heftige Probleme gestürzt. Da sich die blauen Hosen mit der Zeit nur entfärben, aber nicht kaputt gehen, werden auch keine neuen benötigt.

Deshalb wird von Nachahmern alles Erdenkliche unternommen, die neuen Hosen schon vor dem Verkauf zu altern. Wenn die Industrie beim Waschen Bimssteine in die Waschlauge gibt und absichtlich Dünnstellen und Risse herbeiführt, können solche Vorgänge auch „kaputtveredeln“ genannt werden. Trotzdem wurde die einstige Arbeitshose zum größten Modehit aller Zeiten.

Ursprünglich soll Segeltuch zur Herstellung der Hosen eingesetzt worden sein. Die ersten Jeans waren aber nicht aus Segeltuch, sondern gleich aus Denim. Die „Segeltuchtheorie“ ist mittlerweile wissenschaftlich eindeutig widerlegt, wie das Levi Strauss Museum Anfang Juli 2011 dem Verfasser dieser Zeilen mitteilte.

Diese haltbaren Gewebe aus Baumwolle wurde in Europa hergestellt, nämlich Serje des Nimes. Der Volksmund soll daraus die Gewebebezeichnung „Denim“ gemacht haben. Und woher kommt der Name „Jeans“? Es könnte eine Verballhornung von Denim sein. Andere nehmen an, amerikanische Matrosen, Dockarbeiter und Schauerleute hätten das Wort geprägt, wenn sie sich die Stoffballen mit dem Stempelaufdruck „Genua“ zuwarfen, denn in ihrer Aussprache klingt das wie „Jeans“. Tatsächlich sind die Transporte der Denims über Genua erfolgt. (Irmalotte Masson und Ursula von Wiese, Die Levi Strauss Saga, München 1978, S. 160ff, 214.)

Interessante Berufsbekleidungs-Projekte hat die Hochschule Niederrhein in Gang gesetzt. Bei „Mode von Schülern für Schüler“ haben Studentinnen der Textil- und Bekleidungstechnik geholfen, Schulkleidung zu entwerfen und zu gestalten. Sie sollte „nicht den Charme einer konventionellen Schuluniform“ ausstrahlen, „sondern den Schülern die Möglichkeit geben, die Stücke individuell untereinander oder mit eigener Kleidung zu kombinieren.“ (Lena Steeg, Schul-Kluft: Frech statt steif, in: Rheinische Post, 3. 2. 2011, C5.)

Ein Konzept für Schul-Kluft der Annaschule in Mönchengladbach wird schon seit Jahren verwirklicht. Nicht nur die Kinder, sondern auch Lehrer haben Gefallen an der Schulkleidung gefunden. Sie trägt zur Beseitigung sozialer Unterschiede bei. Sie unterbindet den Markenzwang und stärkt das Gemeinschaftsgefühl der Schüler. Punkte, die auch auf echte Berufsbekleidung zutreffen.

Wer sich mit Berufsbekleidung befasst, muss auch an eine Branche textiler Dienstleistungen denken, die Kleidung und Wäsche vermietet. Industrie, Handel, Krankenhäuser, Altenheime sowie Hotels sind die Kunden. Die Produkte reichen von Bettwäsche bis zu Schutzanzügen für Stahlarbeiter. Eine Großfirma, die alle benötigten Textilien kauft, wäscht, repariert und leihweise zur Verfügung stellt, sagt von sich: „Wir haben etwa 1,3 Millionen Berufskleidungsstücke im Einsatz und investieren jedes Jahr zwischen 12 und 13 Millionen Euro in Textilien.“ (Matthias Kietzmann, „Blaumann schreibt schwarz“, in: Focus 5/2009, S. 28.)

Spüren wir zum Schluss dieser Betrachtungen der Existenzberechtigung der Berufsbekleidung nach. Kleider waren schon immer Erkennungsmerkmal und Statussymbol. Wichtig ist auch ihre Schutzfunktion. Wer zur Feldarbeit eine Schürze und einen Sonnenhut mit breiter Krempe trägt, schont seine normale Kleidung und schützt sich vor zu starker Sonnenbestrahlung. Wer sich uniformiert, hebt sich von Anderen ab. Er gehört zu einer bestimmten Gruppe die sein Selbstvertrauen stärkt und weist sich in gewisser Weise allgemein erkennbar in seinen Rechten, Absichten, Aufgaben, Kenntnissen und Befugnissen aus.

### **Als Beispiel für Viele: der Zimmermann**

Er vertritt das älteste noch bestehende Handwerk am Bau und ist zuständig für Holzgebäude, Dachstühle, Fußböden und Holzarbeiten in Steinbauten. Er war schon immer hoch angesehen, weil er dafür sorgt, dass die Schornsteine ungefährlich durch das Dach geführt werden können. Sein alter Name „Zimbarmann“ kommt vom altdeutschen Zimbar = Bauholz. Er arbeitet, wie auch die anderen Gewerke, mit Handwerkzeugen oder einfachen Maschinen. Es sind vorwiegend Auftragsarbeiten, und die unterlagen im Mittelalter dem Zunftzwang. Diese Vereinigung schloss alle außerhalb der Zunft stehenden aus und sorgte für genügende Berufsausbildung seiner Mitglieder durch Lehr- und Wanderjahre und Gesellen- und Meisterprüfungen. Die Zunft garantierte gute Arbeit und ausreichendes Einkommen der Mitglieder.

Die erwähnte Wanderschaft war ein wichtiger Handwerkerbrauch. Die Zimmerleute gehörten zu den wohlhabenderen Zünften, zu den sogenannten geschenkten Handwerkern. Das bedeutet im Gegensatz zu den ungeschenkten, dass den Wanderburschen beim An- und Abzug auf Ansprache vom Meister eine Unterstützung in Geld oder Naturalien gewährt wurde. Beim Arbeitsangebot bevorzugte man sie oft. Sie fühlten sich deshalb als Elite und demgemäß wurden auch höhere Anforderungen bei der Zulassung von Lehrlingen gestellt. Der behördliche Versuch, den Unterschied zwischen geschenkten und ungeschenkten Gewerken zu beseitigen, misslang. (Hans PROESLER; Das gesamtdeutsche Handwerk im Spiegel der Reichsgesetzgebung von 1530 bis 1806, Berlin 1954, S. 49.)

Aber schon seit 1495, und 1530 und 1548 erneut, befasste sich der Reichstag mit Kleiderordnungen. Zünfte, Handwerksmeister und ihre Angehörigen wurden derselben Klasse wie Stadtbewohner, die das Bürgerrecht besitzen, zugeordnet. Man schrieb ihnen vor, „sich in ihrem äußeren Auftreten, der Art, der Güte, dem Schnitt und besonders der Verzierung ihrer Kleidungsstücke gegenüber den Kauf- und Gewerbsleuten sowie den ratsfähigen Geschlechtern und Rentenbeziehern durch einen merklich bescheideneren Aufwand abzuheben.“ Für Meister, die in den Rat gewählt wurden, waren Ausnahmen zugelassen. Und etwa 30 Jahre später wurde die befohlene Kleiderordnung damit begründet, dass „eines jeden Wesen und Stand erkannt werden mag“ durch „gute ehrbare beständige“ Bekleidung. (wie vorstehende Anmerkung, S. 48f.)

Die Zunftkleidung der Zimmerleute erfüllt auch heute, nachdem Handwerkervereine die Zünfte abgelöst haben, immer noch die genannten Anforderungen. Zünftige Gesellen und Meister tragen sie bei der Arbeit, beim Richtfest, bei Hochzeiten oder Begräbnissen eines Zunftbruders und auch auf der Walz.

Die Zunftkleidung des Zimmermanns setzt sich wie folgt zusammen:

Ein schwarzer Schlapphut mit einer Breite bis zu 50 cm, auch Obermann genannt.

Ein lang- oder kurzärmeliges weißes Hemd mit schmalen Halsbündeln, als Stauwebe bezeichnet.

Daran ist eine schwarze Schleppe, die Ehrbarkeit, mit einer Krawattennadel befestigt. Eine Weste, die Kreuzspinne, aus schwarzem Cord mit 8 zettförmig angenähten Perlmutterknöpfen, deren Zahl auf 8 tägliche Arbeitsstunden hinweist, gehört ebenfalls dazu wie eine schwarze Cordjacke, Walmusch genannt, mit 6 Perlmutterknöpfen. Diese sollen die Sechstageswoche symbolisieren. An den Ärmeln befinden sich je 3 Knöpfe und beziehen sich auf 3 Lehrjahre und 3 Wanderjahre. Die schwarze Hose soll einen Schlag von 65 – 75 cm haben. Auf Wanderschaft gehört zur Ausstattung der Stenz, der Wanderstock aus einem gewundenen Wurzelholz. (Meyers Kleines Lexikon, Leipzig 1933, S. 744. Und: Christian BAUER, Zunftkleidung, google Online-Artikel.de, 4. 9. 2010.)



**TextilMuseum**  
**DIE SCHEUNE**

Spinnen/Weben + Kunst - Sammlung Tillmann